

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 63 (1959-1960)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Die Nacht der Pferde  
**Autor:** Gurk, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-669482>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

«Das wollen wir sehen.»

Sie konnten in ihrer Einfalt nicht verstehen, dass man in einem Hotel absteigen kann, ohne dessen Namen zu kennen.

«Zeigen Sie mir den Stadtplan, dann sage ich Ihnen wo ich zu Hause bin.»

Sie glaubten an eine Finte und schlossen die Türe zu meinem Glashaus.

Jetzt muss die arme Madame Dumur das mir zu Ehren geopfert Huhn allein verspeisen, dachte ich, und vielleicht wird sie in eben diesem Augenblick ihrem Töchterlein, der liebreizenden Juliette verzweifelt gestehen: «Auf diese Sorte von Menschen sollte man sich nie verlassen. Vor fünfzehn Jahren war er auch einmal eingeladen, ich hatte ihm einen währschaften Erdbeerkuchen gebacken, und denk dir, was geschah: Es erschien an seinerstatt der Postbote mit einem Bahntelegramm aus Faido oder Giornico, darauf war zu lesen: ‚Fernweh hat mich ergriffen. Mit Gruss und Kuss Pierre Bastien.‘»

Ich öffnete die Glastür.

«Kann ich telefonieren?», fragte ich unruhig.

«So sagen Sie zuerst wo Sie wohnen.»

«Was hat das damit zu schaffen?»

«Mehr als Sie glauben, mein Herr.»

«Aber ich muss berichten. Ich bin bei Bekannten eingeladen.»

«Wir sind ein Polizeiposten und kein Telefonamt.»

«Und ich bin ein freier Mann, der tun und lassen kann was ihm gefällt.»

Mit diesen Worten suchte ich das Weite zu gewinnen, aber zwei Mann verwehrten mir den Ausgang und führten mich in den Glas-sarg zurück.

Nach längerem Warten meldete sich im Vorraum am Schalter eine Frau, die mir unsichtbar blieb bis auf die Hände. Es waren ungute Hände, rot und aufgedunsen wie Blutwürste. Böse, pralle Hände, von denen man um nichts in der Welt träumen möchte.

Ich öffnete einen Spalt meiner Zellentür und hörte sie reden: «Er trug ein Béret und einen grauen Mantel. Er war gross und hager. Er hatte Veloklammern. Das Gesicht konnte ich nicht sehen. Es geschah um sechs Uhr zwanzig in den ‚Galleries‘...» (dem kleinen Warenhaus, das der Stolz der Stadt ist).

Flink wie ein Mauersegler stand ich zwischen dem Polizisten und der Frau mit den roten Fingern:

«Ich bin unschuldig», sagte ich. «Ich habe ein Alibi.»

«Sehen Sie», sagte das Weib wieder. «Ich habe gleich gesagt, dass er solche Dinge macht.»

«Was werfen Sie mir vor?» Was soll ich begangen haben, möchte ich endlich wissen?» Meine Stimme begann zu drohen und sich jäh zu verfärben.

«Ich bin mit fünf Würsten in die Galerie eingetreten und zu Hause waren es nur noch vier», erklärte die Frau hartnäckig. «Sie sind es gewesen.»

«Aber ich esse keine Würste, ich fahre nicht Velo, und ich habe ein Alibi. Ihr Metzger wird sich verzählt haben oder ein Hund...

Ich hatte es zu einem zweiten, allem Anschein nach etwas weniger hartgesottenen Gendarmen gesprochen und fügte bei: «... und um sechs Uhr zwanzig war ich in meinem Hotel. Zeigen Sie mir den Stadtplan, dass ich Ihnen erkläre, wo es liegt und dann rufen Sie an...»

Endlich gehorchte er meinem Willen. Er entsann sich des Namens. Es war das «Hotel de Ville».

Der Anruf. Aus der Miene und den Antworten des Polizisten musste ich schliessen, dass man mich am Ende des Drahtes in Schutz nahm und mir recht gab.

Als er er auf mich zutrat verfinsterte sich sein Gesicht.

«Kann ich gehen?»

«Noch nicht. Es gibt noch ein Protokoll.»

«Ohne mich, mein Herr», hörte ich mich düster sagen und gewann die Freiheit, ohne dass man mich gehindert hätte.

«Er trägt einen...», begann das Weib von neuem.

## Die Nacht der Pferde

von Paul Gurk†

Es gibt in der grossen Stadt nicht viel Gewerbe, bei denen das Tier ins Haus kommt. Kühe sieht man nur selten in den wenigen Molkereien, auf deren Höfen zuweilen der süsse, erregende Geruch des Heus und des untermischten Klees das Erstaunen der Kinder und die Sehnsucht der Grossen hervorzaubert. Dann stehen sie einen Augenblick im Vorübergehen still, sehen ins Grüne, entdecken sogar einen aufgeregten Hahn mit seinen Hennen und eine Katze, die in der Sonne sitzt und sich das Fell putzt. Sie

schnurrt behaglich, und die Menschen lächeln...

Wer sieht einmal in der grossen Stadt ein ungeschirrtes Pferd ohne Decke? Ein Pferd, das nicht im Betrieb ist und schwer arbeitet? Vor vielen Jahren aber gab es sogar einen Pferdeknecht mit Namen Kracht, mitten in der Geschäftsgegend. Er war bei einem Bierdepot angestellt, nicht etwa in einer Bierbrauerei, sondern in einem mässigen Zwischenbetriebe, der auf dem Hofe eines grossen Wohnhauses seinen Stall gebaut hatte, und unter dem Hof in sechs Kellern seine Fässer lagern liess. Hier sassen zwei Männer mit Windlichtern und füllten noch mit der Hand die Flaschen, während ein dritter den Patentverschluss und das Bekleben der Etiketten besorgte. Kracht aber, der alte Kracht, wie er seit Jahren genannt wurde, besorgte die vier Pferde.

Der alte Kracht war ein kleiner, mürrischer Mann mit schwarzen Augen und einem gelblichen, zusammengefalteten Gesicht. Ausser dem Ruf «Hüh» oder einem Schnalzen vernahm niemand ein Wort von ihm. Kinder sah er nicht an und duldeten sie nicht in der Nähe der Pferde. Sie fürchteten den schweigsamen Mann mit den Holzpantoffeln. Ihr Klappern scheuchte sie augenblicks wie der Ruf eines bösen Zauberers, obwohl der alte Kracht ihnen niemals etwas zuleide tat. Er beschäftigte sich überhaupt nicht mit Menschen, weder mit Erwachsenen noch mit Kindern. Man erzählte sogar, dass er nicht einmal mit seinem Dienstherrn seit Jahren ein Wort gesprochen habe. Er war der alte Kracht, der die Pferde tränkte, sie fütterte, striegelte und für trockene Streu sorgte. Die kleine Knechtskammer hatte er abgelehnt. Er schlief im Stall bei den Pferden.

Von seinem Schicksal wusste niemand etwas Rechtes. Er war länger im Hause als die meisten Mieter. Aeltere Einwohner der kleinen Stadt, die in der grossen Stadt jedes Haus kannten, wussten nur, dass die uralte, fast taube Grossmutter des Pförtners etwas aus seiner Jugend und aus seinem Leben erfahren habe. Aber die alte Frau sprach nicht mehr. Sie sass vor dem Eingang auf einem Holzschemel und liess ihre gichtverzogenen Hände mit den Aderknoten und den Laugenschrunden von der Sonne wärmen.

Es war kein Wunder, dass nur über einige Seltsamkeiten des alten Kracht geraunt wurde. So sollte er zuweilen mit seinen Pferden im Stalle reden, und seinen schwarzen Anzug an dem Tage anlegen, an dem eines der Tiere, altersschwach und senkrüchtig, von dem furchtbaren Wagen des Schinders oder jetzt der Fleischvernichtungsanstalt abge-

holt wurde. In früheren Jahren hatte er auch für einen weit jüngeren Bruder gesorgt. Der aber musste nicht gut getan haben; denn er sei seit Jahren plötzlich verschwunden, ohne dass der alte Kracht auch nur ein einziges Mal darüber etwas gesprochen habe. Das letzte Geschehen, das Anlass zu Erstaunen und Gerede gab, hatte sich vor einigen Jahren ereignet: An einem Wintermorgen hatte der alte Kracht einen noch jungen, schon früh am Tage angetrunkenen Kutscher fast lahm geschlagen, weil er beim Anschirren eines der Pferde mit dem umgedrehten Peitschenstiel misshandelte.

An einem Sommerabend aber hatte ein zwölfjähriger Knabe, der im Hause wohnte, ein sonderbares Erlebnis. Der Knabe ging bei sinkendem Licht einem verbotenen gebliebenen Sport nach, er schoss im Hausflur aus einem Blasrohr schön rotgepuschelte Geschosse in die altersbraune Holzvertäfelung. Die Schnörkel eines Zierates dienten als Scheibe. Man hatte den Knaben schon zum Abendbrot gerufen, der letzte Bierwagen war längst aus der Remise. Die Haustür musste jeden Augenblick geschlossen werden, aber doch schoss der Knabe unbeirrt und leidenschaftlich glühend aus dem Blasrohr.

Da erschrak er. Der alte Kracht kam mit einem jüngeren Menschen aus dem Stall und zerrte ihn am Ärmel über den Hof. Der Knabe duckte sich in den Schatten eines Vorsprungs.

Zwei Schritte vor ihm blieb der alte Kracht plötzlich stehen, löste seine Hand und formte die unerbittlich deutende Handbewegung, die den Verlorenen aus dem Paradies des Gartens Eden stösst.

Dem Knaben schlug das Herz. Er wagte sich nicht zu rühren.

«Bruder», sagte der jüngere Mensch mit einer scheuen, brüchigen Stimme, «lass mich nur einmal im Stalle schlafen! Ich habe damals gestohlen und musste ins Gefängnis. Aber das ist lange her...»

Der alte Kracht blieb stehen. Sein Gesicht veränderte sich nicht. Er liess die Hand ohne Erbarmen nicht sinken.

«Bruder — ich habe seitdem keine rechte Stellung mehr gefunden, so hier und da ein bisschen gearbeitet und bin gewandert. Man reisst immer mehr ab dabei. Aber gestern abend, als ich in die Herberge wollte und mir das Schlafgeld zusammenbettelte, hat mich eine feine Dame in einer Villa draussen mit in die Küche genommen, hat mir zu essen gegeben und will es mit mir als Kutscher versuchen. Morgen soll ich antreten. Ich habe ihr versprochen, die Pferde gut zu halten und auch mich gut zu halten, und das



will ich auch tun. Ich bin aber nicht in die Herberge gegangen. Ich wollte nur noch einmal in dem alten Stall schlafen und sehen, ob mich die Pferde noch mögen ...»

Der Knabe sah den alten Knecht lange unbeweglich stehen. Die Dämmerung wuchs. Die Schatten füllten jetzt den ganzen Hof. Kein Laut war zu hören. Nur das leise Reiben der Ketten kam manchmal aus dem Stall. Endlich hörte der Knabe zum erstenmal in seinem Leben den alten Kracht sprechen. Es war eine tiefe, geborstene Stimme und rieb sich so, wie der Schwengel einer geborstenen Pumpe sich reibt, die kaum noch Wasser gibt. «Das ist so», sagte der alte Kracht. «Die Tiere riechen das. Wer nichts taugt, den schlagen sie mit dem Eisen ... Du kannst also die Nacht im Stalle schlafen. Morgen früh werde ich dich ansehen ...»

Dann drehte sich der alte Kracht um. Beide gingen quer über den Hof zum Stall. —

Der Knabe schlief schlecht in dieser Nacht. Immer wieder musste er an das geheimnisvolle Begebnis denken. Endlich stand er auf und schlich sich an das Fenster.

Der Hof lag schwarz. Die kleine Lampe am Hofeingang brannte kaum rötlich. Der Schein verkroch sich fast vor den unheimlichen, satten, schwarzen Schatten. Nur ein gelber Punkt wanderte unablässig unruhig über den Hof, tauchte am Stall auf, glitt weiter und erlosch erst, als die Morgendämmerung kam. Es war der alte Kracht mit seiner Stallaterne.

Als die Pferde sich rührten, stand der Knabe wieder am Fenster. Da sah er, wie die Stalltür sich öffnete. Der junge Mensch trat heraus, reckte sich, nahm die ausgedroschene Aehre eines Strohhalmes aus dem Haar — und lächelte. Aus dem Stalle kam das behagliche Reiben und gedämpfte Wiehern der ruhigen Pferde. Die Tiere hatten ihn nicht verstossen.

Der Knabe wusste nicht, warum er sich plötzlich schämte, als hätte er ein verbotenes Geheimnis belauscht. Er glitt vom Fenster wieder in die unruhigen Träume des Morgenschlafes.

Am Tage aber, als er aus der Schule kam, wunderte er sich, als er den alten Knecht zum ersten Male, solange er denken konnte, vor sich hinpfeifen hörte.

Der Knabe sagte niemand etwas von dieser Nacht der Pferde. Wie er aber anfang alt zu werden, erkannte er im Rückwärtsschauen, dass er damals eines von tiefen, wesentlichen Geheimnissen der Erde belauscht habe —, die so winzig sind, dass sie fast niemand sieht, und die dennoch den tieferen Blutstrom hinter der Haut des Tages bedeuten.

## Die Waage

### der

### Baleks

*von Heinrich Böll*

In der Heimat meines Grossvaters lebten die meisten Menschen von der Arbeit in den Flachsbrechen. Seit fünf Generationen atmeten sie den Staub ein, der den zerbrochenen Stengeln entsteigt, liessen sich langsam dahinmorden, geduldige und fröhliche Geschlechter, die Ziegenkäse assen, Kartoffeln, manchmal ein Kaninchen schlachteten; abends spannen und strickten sie in ihren Stuben, sangen, tranken Pfefferminztee und waren glücklich.

Tagsüber brachen sie den Flachs in altertümlichen Maschinen, schutzlos dem Staub preisgegeben und der Hitze, die den Trockenöfen entströmte. In ihren Stuben stand ein einziges, schrankartiges Bett, das den Eltern vorbehalten war, und die Kinder schliefen ringsum auf Bänken. Morgens waren ihre Stuben vom Geruch der Brennsuppen erfüllt; an den Sonntagen gab es Sterz, und die Gesichter der Kinder röteten sich vor Freude, wenn an besonders festlichen Tagen sich der schwarze Eichelkaffee hell färbte, immer heller von der Milch, die die Mutter lächelnd in ihre Kaffeetöpfe goss.

Die Eltern gingen früh zur Arbeit, den Kindern war der Haushalt überlassen: Sie fegten die Stube, räumten auf, wuschen das Geschirr und schälten Kartoffeln, kostbare gelbliche Früchte, deren dünne Schale sie vorweisen mussten, um den Verdacht möglicher Verschwendung oder Leichtfertigkeit zu zerstreuen.

Kamen die Kinder aus der Schule, mussten sie in die Wälder gehen und — je nach der Jahreszeit — Pilze sammeln und Kräuter: Waldmeister und Thymian, Kümmel und Pfefferminz, auch Fingerhut, und im Sommer, wenn sie das Heu von ihren mageren Wiesen geerntet hatten, sammelten sie die Heublumen. Einen Pfennig gab es fürs Kilo Heublumen, die in der Stadt in den Apotheken für zwanzig Pfennig das Kilo an nervöse Damen verkauft wurden. Kostbar waren die Pilze: sie brachten zwanzig Pfennig das Kilo und wurden in der Stadt in den Geschäften für eine Mark zwanzig gehandelt.